

Das Meer in mir – Mar Adentro

Zu den zentralen Elementen einer Kultur gehören ihre Formen im Umgang mit Sterben und Tod. Denn in ihnen offenbart sich letztlich der Wert, der dem Leben zugemessen wird. Lebens- und Sterbekultur sind untrennbar miteinander verbunden. In den vergangenen Jahrzehnten hat sich in Europa mit der Lebenskultur auch die Sterbekultur verändert. Angesichts fortschreitender technischer Machbarkeit und absehbarer finanzieller Begrenztheit wurde und wird seit Jahren auch über Legalität und Legitimität von Sterbehilfe diskutiert. Gelehrte Frauen und Männer aus Medizin, Philosophie, Jura und Theologie bemühen sich in Ethik-Kommissionen um moralische Standards und rechtliche Rahmenbedingungen. Die mit dem kulturellen Wandel einhergehende Überprüfung überlieferter, und die Schaffung neuer allgemeingültiger Vorgaben kann jedoch eines niemandem ersparen: Die Notwendigkeit, sich im Wissen um die eigene Endlichkeit eine eigene, ganz persönliche Meinung zu bilden und dementsprechend zu leben. Es ist diese Herausforderung zur persönlichen Positionierung, die der 1972 in Chile geborene Regisseur Alejandro Amenábar mit seinem Film „Das Meer in mir“ seinen Zuschauern vor Augen führt. **Bernhard Spielberg**

Amenábar erzählt die Geschichte von Ramón Sampedro (*Javier Bardem*). Der Galizier führte ein aufregendes Leben, fuhr schon mit neunzehn Jahren als Mechaniker auf Schiffen um die Welt. Mit 25 verliert er bei einem waghalsigen Sprung ins flache Wasser sein Leben – oder zumindest das, was er bis dahin dafür gehalten hatte. Er wird im letzten Moment gerettet, ist aber von jenem Tag an vom Hals an abwärts gelähmt und auf fremde Hilfe angewiesen. Das offene Meer, das einst sein Zuhause war, wird zum unerreichbaren Traum, den er in seinem Inneren bewahrt.

In den ersten Jahren kümmert sich seine Mutter um ihn, später pflegen ihn aufopferungsvoll seine Schwägerin und ihre Familie, in deren Haus er wohnt. Der Mann im Bett, der nichts außer seinem Kopf bewegen kann, scheint es gut zu haben. Er hat immer wieder Freunde um sich, die ihn besuchen. Er kann telefonieren, er

lernt, mit dem Mund zu schreiben und zu zeichnen, entwirft sogar technische Geräte, die sein Vater und sein Neffe für ihn bauen.

DER WUNSCH NACH STERBEHILFE

Aber Ramón leidet. Er leidet an seiner vollkommenen Abhängigkeit, am Verlust seiner Intimsphäre. Und er möchte vollenden, was seiner Meinung nach eigentlich schon bei dem Unfall hätte geschehen sollen: Ramón will sterben. Doch auch dazu braucht er Hilfe. Und diese Hil-

Bernhard Spielberg

Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Pastoraltheologie in Würzburg. Er arbeitet an einer Dissertation zum Thema „Kann Kirche noch Gemeinde sein?“

fe zum Sterben ist verboten. Vor Gericht will er sich daher den Weg zum Ende seines Lebens erkämpfen. Eine Person, die ihm helfen kann, ist jedoch nicht leicht zu finden. So unterschiedlich die Menschen sind, die ihn umgeben, so unterschiedlich sind auch die Positionen, die sie gegenüber seinem Wunsch einnehmen.

Keiner aus der Familie würde ihm um alles in der Welt diesen Gefallen tun. Gespräche mit seinem älteren Bruder José (*Celso Bugallo*) enden regelmäßig im Streit, weil der – als „Familienoberhaupt“ – unter keinen Umständen zulassen würde, dass in seinem Haus jemand umgebracht wird. Manuela

(*Mabel Rivera*), Ramóns Schwägerin, hat ihn in den langen Jahren der Pflege lieb gewonnen wie einen eigenen Sohn, und auch sein wortkarger Vater leidet daran, dass sein Sohn sterben will.

Rosa (*Lola Dueñas*), eine Fabrikarbeiterin, die den gelähmten Ramón eines Abends im Fernsehen sieht, gewinnt ihn mit der Zeit zum Freund, möchte ihn aber immer wieder davon überzeugen, dass das Leben lebenswert ist. Eine Perspektive für seinen Wunsch nach dem Tod bietet Gené (*Clara Segura*) vom Verein „Sterben in Würde“. Sie besucht Ramón häufig und überlegt gemeinsam mit ihm, welche Schritte nötig sind und möglich wären. Gené bringt ihn auch in Kontakt mit der Rechtsanwältin Julia (*Belén Rueda*), die seinen Fall vor Gericht bringen soll. Julia selbst leidet an der genetisch verursachten, degenerativen Krankheit Cadasil, die sie nach und nach zum Tode führen wird. Zwischen ihr und Ramón wächst mit der Zeit eine

tiefe Freundschaft. Gemeinsam veröffentlichen sie seine Gedichte und Notizen. Das Buch erscheint schließlich unter dem Titel „*Cartas desde el infierno*“ – „Briefe aus der Hölle“.

Einen himmlischen Gegner seines Plans findet Ramón in Pater Francisco (*José María Pou*), einem vom Hals abwärts gelähmten Priester. Der Besuch des Geistlichen im Haus der Familie macht jedoch deutlich, auf welch unterschied-

*Im Wissen um die eigene Endlichkeit
geht es darum, sich eine eigene persönliche
Meinung zu bilden und dementsprechend
zu leben.*

lichen Ebenen die Kirche und der Kranke miteinander kommunizieren. Pater Francisco gelangt mit seinem Rollstuhl nur bis in den ersten Stock. Der Austausch mit Ramón kommt über einen seiner Begleiter zustande, der die Argumente beider Seiten über die Treppe nach oben bzw. unten bringt, bis beide erkennen, dass sie einander hören können – wenn sie sich anschreien. Das väterliche „mein Freund“ in der Anrede des Geistlichen und der scheinbar obligatorische Vergleich mit Hitler führen allerdings schnell zu einem Ende des Gesprächs.

Nachdem auch das Gericht ablehnt, Ramón Sampedro zu seinem eigenen Fall zu hören und schließlich seinen Wunsch nach einer Legalisierung der von ihm gewünschten Sterbehilfe nicht erfüllt, entscheidet er sich, heimlich und versteckt seinen letzten Weg zu gehen. Er trinkt ein Glas Wasser mit Zyankali, das ihm Freunde besorgt und bereitgestellt haben.

SELBSTBESTIMMT LEBEN – SELBSTBESTIMMT STERBEN

Was Ramón Sampedro den Menschen in seiner Umgebung abverlangt hat, das regt Amenábar mit seinem Film in den Zuschauern an: Die Beschäftigung mit der eigenen Position angesichts des Wunsches eines Menschen nach dem Tod. Dass „Das Meer in mir“ an diesem heiklen Thema nicht gescheitert ist, sondern vielmehr eine eindrucksvolle Auseinandersetzung mit ihm bietet, liegt vor allem an seiner Beschränkung auf den Einzelfall. Der Film dreht sich um den Mann, der am 23. August 1968 von einer Klippe ins Meer sprang und sich schließlich am 12. Januar 1998 in Boiro – unterstützt von seiner Freundin Ramona Maneiro – das Leben nahm. Die Frau wurde schließlich in Spanien wegen Sterbehilfe angeklagt. Da sich aber eine ganze Reihe weiterer Freunde Sampedros der Tat bezichtigten, wurde das Verfahren 1999 eingestellt.

Der Erzähler ist sorgfältig darauf bedacht, keine generellen Aussagen zu treffen. Was gesagt und getan wird bezieht sich allein auf Ramón. Amenábar vermeidet so pauschale Verallgemeinerungen und entgeht der Gefahr der Diskriminierung. So betont Ramón, als er die Würdelosigkeit seines Lebens als Grund für seinen Wunsch nach dem Tod anführt: „Ich verstehe, dass sich andere Tetraplegiker beleidigt fühlen könnten, wenn ich sage, dass so ein Leben unwürdig sei. Ich maße mir kein Urteil an. Nein, denn wer bin ich denn, jemanden zu verurteilen, der leben will. Und deshalb verurteile auch bitte niemand mich und die Person, die mir helfen will zu sterben.“ Kann dieses „Biopic“ aber dann überhaupt einen Beitrag leisten zu einer vertieften Auseinandersetzung mit der Sterbe-

hilfe? Ist nicht dieser spezielle Fall schon wieder zu verschieden von den vielen anderen Fällen und daher zu gar keiner moralischen Aussage fähig?

Eine „richtige“ Lösung gibt der Film nicht vor. Und dennoch gibt es eine Moral von der Geschichte: Sie findet sich genau in der Mitte des Films, im Gespräch der Rechtsanwältin mit Gené vom Verein „Sterben mit Würde“. Die Juristin möchte nach einem Schlaganfall dem Verein beitreten, um einen Ausweg zu haben, wenn sie eines Tages vielleicht nicht mehr leben möchte. Doch Gené erkennt die Motivation der jungen Frau und rät ihr zum Nachdenken: „Die Angst ist immer unser bedrohlichster Feind. Sie nimmt dir nämlich die Freiheit, selbst zu entscheiden. ... Du darfst niemals etwas aus Angst tun.“ So schwer es ist, selbstbestimmt zu sterben, so schwer ist es auch, selbstbestimmt zu leben.

Wie schwierig das ist, zeigen die Personen in Ramóns Umgebung. Sie alle stehen stellvertretend für einen besonderen Umgang mit dem Tod – die Schwägerin, der Bruder wie auch der Kirchenmann. „Das Meer in mir“ ebnet die Unterschiede nicht ein, es zwingt aber auch nicht zu einer schnellen und allgemeingültigen Lösung. Amenábar gibt keinem Recht. Aber auch keinem Unrecht. Das macht seinen Film so lebensnah.

Das Meer in mir (Mar Adentro), Alejandro Amenábar, Spanien / Frankreich / Italien 2004, 125 min. ■